

Verbundkatalog Kalliope

In: Südwestpresse (Ulm)

Es scheint, die Welt wird alt.

Mann, Monika

1975-03-15

Nutzungsbedingungen

Bei zahlreichen Dokumenten auf monacensia-digital.de sind die Urheberrechte bereits abgelaufen. Sie sind gemeinfrei und dürfen ohne weitere Rücksprache mit der Monacensia weiterverwendet werden.

Bei den Dokumenten, bei denen noch Urheberrechte bestehen, müssen für eine Weiterverwendung stets die Rechteinhaber*innen angefragt werden sowie eine Publikationsgenehmigung der Monacensia eingeholt werden. Das Zitatrecht bleibt hiervon unberührt.

Zur Erteilung einer Publikationserlaubnis wenden Sie sich bitte an:

Monacensia im Hildebrandhaus

Literaturarchiv

Adresse: Maria-Theresia-Straße 23, 81675 München

E-Mail: monacensia.literaturarchiv@muenchen.de

Terms of use

The copyrights for numerous documents on monacensia-digital.de have already expired. They are in the public domain and may be reused without further consultation with Monacensia. In the case of documents for which copyrights still exist, the copyright holders must always be contacted for further use and publication permission must be obtained from the Monacensia. The right to quote under copyright law remains unaffected by this. To obtain permission for publication, please contact:

Monacensia im Hildebrandhaus:

Literaturarchiv

Address: Maria-Theresia-Straße 23, 81675 München

E-Mail: monacensia.literaturarchiv@muenchen.de

Es scheint, die Welt wird alt

Von Monika Mann

Meine Lieblingsbriefe sind die Briefe meines Vaters, Ferruccio Busonis und Gottfried Kellers. Als ich letztere wieder einmal durchblätterte, fiel mir eine Geschichte ein, die erste Kellersche Geschichte, die ich las: „Romeo und Julia auf dem Dorfe“ — gibt es ein zweites, so keusches und so unbändiges Werk? Und ist es nicht ein spezifisch schweizerisches, ich meine in seinem Aufgehen des gegensätzlichen um des lieben Friedens willen — Frieden im Sinne von Bestehen können, Nicht-aus-den-eigenen-Fugen-treten? Die Schweiz, das kleine Land, die große Natur, die engen Grenzen, die immensen Berge, das Bodenständige, das Kosmopolitische. Die Novelle: äußerstes im Rahmen eines ländlichen Idylls, die unendlichen Dimensionen auf zierlichen Grund, das Abgründige des Echten und Rechten. Wer brächte es wohl fertig aus einem Vrenchen oder Vreeli oder Vrengel ein Julia und aus dem kreuzbraven Sali einen Romeo zu machen? Dazu braucht es nicht nur Genie, sondern ein spezifisches, ein bodenständiges zugleich kosmopolitisches — ein schweizerisches Genie, dazu braucht es einen Gottfried Keller! Mein Bruder Golo behauptete einmal, daß man bei Kellers Lektüre sich wohl fühle. Die Ursache dieses Wohlgefühls ließ er ungesagt, und rührt es nicht von einer wunderbaren Balance ungleicher Werte her, der wunderbaren Verschwisterung von herzlich und grazil, erdnah und märchenhaft und verwunschen, bieder und peitsch, weise und narrenlustig?

Der zum bleibenden Bild gewordene Beginn der Erzählung, die zwei Bauern Manz und Mari mit ihren windgesträubten Zipfelkappen, ein jeder sein Feld bestellend — der aus dem blauen Nichts geborene Streit um ein lumpiges Stückchen Acker, „Und ihr Leben glich

fortan der Qual zweier Verdammten“ — gar schrecklich, wie die ehrbaren Bauersmänner zu den gräßlich lächerlichen Spielbällen ihres Hasses werden, wie der eine zum verrückten Kneipenwirt und der andere zum Irren wird, der zum Staunen seiner Wärter singt. „Es kreucht ein Igel über den Weg, ich hab ihn hören bellen. O Meitli küß kein alten Knab, küß nur die jungen Gesellen! Juchhe!... Der hübsche Bursche Sali, der Sohn des einen aber, und das feurige Dirnchen Vrengel, des anderen Tochter, sich nah schon von Kindheit an, die kommen sich immer näher, bis zu durchtanzter Nacht und Liebestod. Ein losgebundenes Heuschiff ist das Brautbett. Da liest man von Gottverlassenheit, von Entsittlichung und Verwilderung der Leidenschaften, und ist es doch nichts wie schmerzliche Ironie. Kellers Herz ist bei den zwei sich umwindenden bleichen Gestalten, die im Froste des Herbstmorgens von der dunklen Masse herunter in die kalten Fluten glitten. Aber warum? Und warum starben die schönen braven Leuten — wofür? Als Kinder entehrter Eltern ist ihnen die eigene Ehre teuer und kommt ihnen teuer zu stehen. Bei dem Ruch und Fluch daheim können sie keine bürgerliche Ehe eingehen, so sagen sie und sagen zugleich, daß sie nicht voneinander lassen können. Also feiern sie Hochzeit zu dieser Stunde und verlassen dann die Welt „und wir sind zusammengewesen — ob kurz oder lang, das kann uns dann gleich sein.“ Die „glückliche Klarheit“ gibt's ihnen ein, unter Freudentränen haben sie es ausgemacht und sind so leicht wie der Vogel zu der Stätte ihrer Seligkeit gelangt. Aber nicht eigentlich für sie starben sie, vielmehr für die Freiheit, die sie tun ließ, was sie taten, ihr opferten sie sich, der Gottheit, indes das sich so

frei wühnende Hudelvölkchen (das sie in spaßhafter Zeremonie getraut), mit seinen schwarzen Geigern, blucklichen Waldhornbläsern und wilden Geschöpfen — ein „wahrer Blocksberg“ war es gewesen auf den stillen rotmondigen Höhen — sich am Ufer des Stromes hinauf verzogen hatte, ohne sie zu vermissen. Wo alles galt, da braucht's und gab es keine Freiheit, da war nichts zu opfern, gewinnen, verlieren und hatte das Goldene Wert des Kiesels — meinetwegen der Dichter nicht? Wie oft ging ich an seinem Haus in Niederdorf vorbei, als ich vor vielen Jahren in Zürichs Altstadt wohnte, und sah ihn — oder seine Legende — schwankend und wankend, als bebe die Erde, mit dem barocken Eisenschlüssel siebenmal und mehr in des Schloss-

ses Mitte zielen? Glaube der erste Staatsschreiber G. K. die Freiheit zu erschließen? Damals las ich Romeo und Julia auf dem Dorfe und je mehr ich es heute erinnere, um so deutlicher wird mir — wie fern steht ihm das Wort Moral, dies akademische, dies tote Wort, das mit Leben nichts zu tun hat! Aber worum es hier geht, ist die falsche und die echte Freiheit, damit Unwert und Wert. Dies ist das Lebenssechste, das junge der Geschichte und ihres Dichters. Ja, welcher Dichter trüge die Jugend so in sich wie er? Und mir fällt auf — er ist in der weiten Welt nicht so recht bekannt. Es scheint, die Welt wird alt... Laß die Sonne scheinen heiß in dich hinein, Stürme dich durchfahren. Und den Wetterschein! (Keller)

Allen Südwestpresse
15.3.95 (62)
„Magazin“